

Eberhard Gothein (1853–1923)

Kulturhistoriker und Nationalökonom ✓

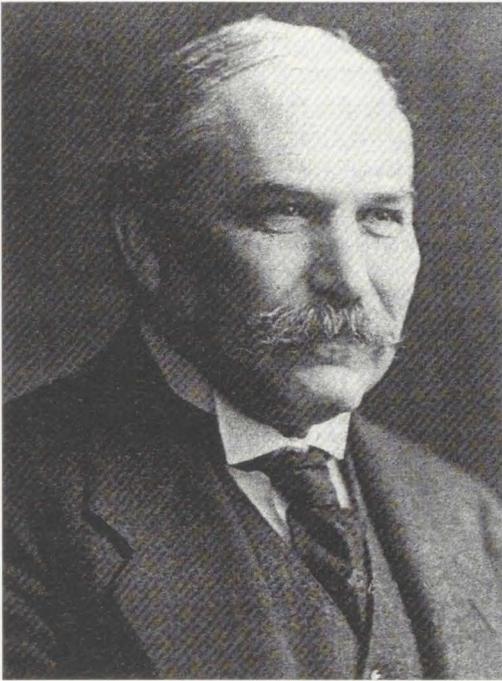
„Keiner von uns und keiner, der auf uns folgt, wird je wieder ein solcher Polyhistor zu werden vermögen wie es der alte Gothein war als einer der letzten Zeugen des Jahrhunderts Goethes, als einer der großen, Humanisten, deren Reihe nördlich der Alpen mit Erasmus beginnt und die wohl mit Burckhardt, Gothein, Gundolf zu Ende gegangen ist“.¹ Das schrieb Edgar Salin 1954 über seinen Lehrer und dessen fazettenreiches Leben. Doch Gothein war nicht nur Kulturhistoriker und Nationalökonom; als einer der Gründer zweier Hochschulen, Organisator und Dozent von Fortbildungsveranstaltungen, Mittler zwischen Wissenschaft und Praxis, endlich als Politiker wirkte er auf vielen Ebenen originär und motivierend. Er beschritt Wege, die bis in unsere Zeit führen.

HERKUNFT UND STUDIUM

Am 29. Oktober 1853 wurde Eberhard Gothein im schlesischen Neumarkt als Sohn eines Arztes geboren, dessen Ahnen aus einer jüdischen Familie stammen. Früh verlor er seine Eltern, und so wurde er in der Familie seines Onkels Gustav Stenzel, einem profilierten Botaniker, erzogen. Die Welt des Naturwissenschaftlers und dessen Methoden hat Gothein lange beeinflusst. Der klassische Bildungsgang am Magdalenen-Gymnasium war die weitere Prägung. 1872 bestand er das Abitur und ihm wurde klar: „ich hatte nie etwas anderes werden können als Gelehrter“.² Die Heimatuniversität Breslau stand damals in hoher Blüte, und voller Begeisterung besuchte er dort die Kollegs, so beim Historiker Bernhard Erdmannsdörfer, dem Geographen

Carl Neumann und vor allem beim Philosophen Wilhelm Dilthey, der rasch die Begabung der jungen Studenten erkannte und ihn schon im zweiten Semester in sein Seminar aufnahm. Dieser schulbildende Philosoph, Kulturhistoriker und Interpret der aufstrebenden Geisteswissenschaften formte das Profil, das Gothein auch als Nationalökonom immer behielt. Er rühmte später die Aura der Breslauer Hochschule, weil das Fachübergreifende eines produktionsreichen Gelehrtenkreises gerade einen Studenten wie ihn faszinieren musste, der sich bald in verschiedenen Disziplinen bewährte.

Als Schüler von Erdmannsdörfer war die Historie sein Ausgangspunkt. Mit dessen Berufung nach Heidelberg bewog er seinen Adlatus, 1874 ihm dahin zu folgen. Die erste Begegnung mit Baden. Aber bald befahlen ihn Zweifel an dem dortigen „romantischen“ Ambiente der Studenten. „Ich bin so an eine nach allen Seiten ausstrahlende Geistigkeit gewöhnt“, schreibt er in einem Brief, „dass ich, wenn sie mir fehlt, leicht in eine Art Lethargie Verfalle.“³ Professoren wie Kuno Fischer langweilten und das hohe Kolleggeld ärgerte ihn. Immerhin hat er durch Karl Knies, vormals erster Direktor des badischen Oberschulrats und Vertreter der älteren historischen ökonomischen Schule, die Empfehlung erhalten, die Nationalökonomie als wichtiges Ergänzungsfach hinzuzunehmen. Der historische Ansatz von Knies erklärte die wirtschaftlichen Phänomene innerhalb institutioneller, kultureller, politischer und sozialer Rahmenbedingungen als Teil eines gesellschaftlichen Zusammenhangs, dem Gothein später immer wieder nachspürte. Neben Knies war der Jurist



Eberhard Gothein, ordentlicher Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe 1885 bis 1890.

Photo: Eberhard-Gothein-Schule, Mannheim

Johann Kaspar Blutschli sein „berühmtester Gönner“, der sein staatswissenschaftliches Interesse weckte.

Aber Dilthey mag den Ausschlag gegeben haben, dass Gothein 1875 nach Breslau zurückkehrte, wo er 1877 mit einer Arbeit „Der gemeine Pfennig auf dem Reichstag zu Worms“ promoviert wurde, ein Thema, bei dem er die nationalökonomischen Studien nutzte. Die Lehrer des 23jährigen Doktors forderten ihn auf, sich alsbald zu habilitieren, und schon nach einem Jahr legte er die Schrift „Politische und Religiöse Volksbewegungen“ vor. Der Umstand, dass er hier das Werk des von ihm verehrten Nestors der Geschichte, Leopold Ranke, durch eine Beschreibung der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen zu ergänzen versuchte, wurde ihm von den Ranke-Schülern als Kritik ausgelegt, ja behinderte seine Karriere, da er nicht den üblichen Weg einer politischen Geschichtsschreibung gehen wollte. Ranke blieb ihm ein „Altmeister der Geschichte“, ein geistiger Verwandter, und Gothein betrachtete seine eige-

nen Arbeiten als ein „Weiterspinnen der Fäden, die Ranke angeknüpft hat.“⁴ Bei aller Achtung vor der politischen Geschichtsschreibung, die mit der Behandlung der „Haupt- und Staatsaktionen“ in erster Linie jene Ordinarien prägte, die vor allem die deutsche Reichseinigung von 1871 im Blick hatten, wurde für Gothein aber die Kulturhistorie bestimmende Element. Das passte nicht in das etablierte Gefüge der historischen Zunft, wenn es auch Ausnahmen gab.

„WIRTSCHAFTSGESICHTE DES SCHWARZWALDES“

Er ließ sich 1883 an die Universität Straßburg umhabilitieren und nahm mit Baden Kontakt auf. Hier hatte sich kürzlich die Badische Historische Kommission gebildet, die Gothein 1883 mit einer Untersuchung der wirtschaftlichen und sozialen Geschichte des Schwarzwaldes beauftragte. Das war ein Thema, das ihn ganz erfüllte, denn schon für seine Kulturgeschichte Südtaliens hatte er Landschaft und Städte durchwandert auf der Suche nach lokalen Quellen. Er wurde bald ein Kenner des Schwarzwaldes wie keiner zuvor. Ursprünglich von der Kommission nur als Studie geplant, wuchs der erste Band zur Geschichte einer gesamtwirtschaftlichen Entwicklung dieser Region und der sie umgebenden Landschaften. Mit dieser Städte- und Gewerbegeschichte kommen für Gothein „die wichtigsten schwebenden Fragen zur Behandlung“, und mit den Reichsstädten der Ortenau wollte er auch noch „die Wechselwirkung des städtischen und bäuerlichen Lebens am genauesten erkennen lassen“.⁵ Im Karlsruher Generallandesarchiv hatte er „ungeheure Stoffmassen“ zu bewältigen, dazu aber auch die Stadtarchive in Donaueschingen, Freiburg, Villingen und Konstanz besucht, nicht immer bei großer Bereitschaft der Institutionsträger. Ziel war, sowohl die Entstehung der mittelalterlichen Stadt- und Zunftverfassung als auch die Entwicklung der kapitalistischen Wirtschaftsform zu verfolgen. In den stattlichen Band von zirka 900 Seiten wurde mit einer Einleitung eingeführt, die mit 60 Seiten schon fast eine eigene Publikation darstellt.⁶ Mehrfach stützt er sich dabei auf Einzel-

arbeiten, aber auch auf eigene Aufsätze zu wirtschaftsgeschichtlichen Themen, die als Vorbereitung für das große Werk dienten.

Wie in Italien übte Gothein das aus, was wir heute als „oral history“ bezeichnen. „Nach meinem alten Brauch rede ich viel mit Arbeitern und Bauern, wandre ein Stück mit ihnen und lasse mich erzählen. Das ist auch ein Stück Arbeit und nicht die schlechteste.“ In Karlsruhe isst er in „einer Bierkneipe, um die Leute, die denen in meiner Arbeit entsprechen, kennen zu lernen“.

Gothein verfügte nicht nur über eine flüssige Formulierungskunst, er war auch ein sehr kommunikativer Mensch und alles andere als ein Stubengelehrter. Erstaunlich, wie er, der sich „von Problem zu Problem jagen“ ließ, Arbeiten zu verschiedenen Themen gleichzeitig bewältigte. Der Verein für Reformationsgeschichte trug ihm nämlich die Bitte an, eine Schrift über Ignatius von Loyola und den Jesuitenorden zu verfassen, „da Sie einer der wenigen Historiker sind, die auch darzustellen wissen“, so hieß es in der Anfrage.⁷ Es wurde ein Thema, das ihn in drei Versionen ein Leben lang beschäftigte.

LEHRSTUHL IN KARLSRUHE

Da er mit seiner Habilitationsschrift, „die unter dem Begreifen der Geschichte aus Wurzeln der sozialen, wirtschaftlichen und religiösen Kräfte“ stand, einem später selbstverständlichen Gesichtspunkt, die Aussicht auf eine Berufung in Preußen verschüttet hatte, war der Ruf 1885 an die Technische Hochschule Karlsruhe um so erlösender. Mitglieder der Zunft wie der ehemalige Karlsruher Historiker Hermann Baumgarten begrüßten es, dass er von der Historie „endlich“ zur Nationalökonomie gewechselt habe, was Gothein für eine Zumutung hielt. All diese Umstände bewirkten, dass der „Schwarzwald“ erst 1892 erschien, als Gothein bereits einen Ruf nach Bonn erhalten hatte.

Die fünf Karlsruher Jahre waren für den nun jung Verheirateten eine glückliche Zeit. Man genoss das bedeutende Theater unter Felix Mottl, verkehrte im illustren Kreis des Gymnasialdirektors Gustav Wendt, mit dessen Enkel Wilhelm Furtwängler der ältere Sohn

spielte, traf Heyse, Brahms und andere Künstler. Im Kontakt mit Naturwissenschaftlern und Ingenieuren entschloss sich Gothein zu der Schrift „Die Aufgaben der Kulturgeschichte“, der einzig polemischen. Er wendet sich hier gegen die These, dass nur das Verhältnis der Menschen zum Staat das „eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte“ sein könne. Bei aller Achtung vor der politischen Historie sei sie nur ein Teil der Kulturgeschichte. So verlangte er von der „politischen Geschichte“, „dass sie sich ihr unterordne, denn die Entstehung der Kulturgeschichte ist eine notwendige Folge der Entwicklung des modernen Geistes“⁸. Ein temperamentvolles Thesenpapier mit jenen hohen Zielsetzungen, die später als Kultursoziologie einen Niederschlag fand. Damals kritisierte die Rankeschule – zuweilen nicht zu Unrecht – dass die Detailarbeit bei den zur Polyhistorie gezwungenen Wissenschaftlern vernachlässigt werde, ja dass Dilettantismus am Werk sei und Spekulationen, gar ein Dogmatismus im Erfinden von Entwicklungsgesetzen zeitige. Das traf bei Gothein alles nicht zu; jedenfalls hat die Wirksamkeit, der Ideenreichtum jener „Kulturhistoriker“ von Schmoller bis Sombart, von Max Weber bis Huntington bis heute Diskussionen ausgelöst, auf die die sicher verdienstvolle antiquarische Geschichtsschreibung oft verzichten muss.

NATIONALÖKONOM IN BONN

1890 erhielt Gothein einen Ruf an die Universität Bonn, wo neben einem Lehrauftrag für Kulturgeschichte sein Hauptamt in der Nationalökonomie lag. Bald wandte er seine wissenschaftlichen Arbeiten dem Rheinland zu, schloss Kontakte mit Industriellen, deren Fabriken er mit seinen Studenten besuchte, war ein häufig gesuchter Redner, der in seiner „Interessenmannigfaltigkeit“ über ganz unterschiedliche Themen vor großem Publikum zu sprechen wusste, frei vortragend, immer belastungsfähig, so dass die Kölner Karnevalisten reimten: „Tritt einmal Not ein / so halt man den Gothein“.⁹

Hier entstand sein nächstes großes Werk „Die Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte der Stadt Köln im ersten Jahrhundert unter

preußischer Herrschaft“¹⁰, von vielen Fachkollegen als Muster einer Stadtgeschichte gelobt. Für Köln hat er sich darüber hinaus durch die Gründung einer Handelshochschule nach dem Beispiel der Pariser „Ecole des Hautes Etudes Commerciales“ verdient gemacht. Dabei war nicht nur organisatorische Tatkraft, sondern auch diplomatisches Geschick in der von parteipolitischen Klüften gekennzeichneten Kommune gefordert und persönlicher Einsatz verlangt, vor etwa 500 Kaufleuten mit Vorlesungen zusätzlich zum Hauptamt zu beginnen.

DIE HEIDELBERGER ZEIT

1904 folgte er einem Ruf nach Heidelberg. Zwar riss er sich schweren Herzens vom Rheinland los, das er von seinen vielen Exkursionen wie kein Zweiter kannte, doch war er als Dekan mit seinem Widerstand gegen eine stärkere Bürokratisierung der Hochschulen beim preußischen Kultusministerium in Misskredit geraten. So lockte nun das liberale Baden, wo man ihn „als den besten Kenner des Landes“ herzlich begrüßte – bei deutlich besserem Jahresgehalt.

HANDELSHOCHSCHULE IN MANNHEIM

Ein Argument der badischen Regierung, Gothein nach Heidelberg zu berufen, war dessen erfolgreiche Gründungstätigkeit an der Handelshochschule in Köln. In Mannheim existierte zwar schon 1779 eine Handelschule, die aber 1817 wieder einging. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts wurden neue Initiativen unternommen, den „Kaufmann“ in das Bildungsgefüge einzureihen, aber erst unter Oberbürgermeister Beck gelang es bei einer Planung mit der Handelskammer 1894, Fortbildungskurse zu organisieren. 1904 sollten diese ein Profil als „Handelshochschulkurse“ gewinnen, wie sie Gothein in seiner Denkschrift vom 1. Juni vorschlug. Im Hauptteil, den er an einem Abend entwarf, heißt es: „Nachdem in Köln, Frankfurt und Leipzig Handelshochschulen errichtet worden sind, ist auch in Mannheim des öfteren der Wunsch laut geworden, denjenigen jungen Kaufleuten,

welche später einmal selber die Stellung eines Prinzipals einnehmen werden, die Gelegenheit zu einer höheren Fachbildung zu verschaffen, zumal in keiner der genannten Städte der Handel und seine Interessen so sehr im Vordergrund stehen wie in Mannheim. Sicherlich ist unter allen Formen der höheren Vorbildung die der Universität . . . am wenigsten geeignet. Die Erfahrung zeigt, dass bemittelte junge Leute dieses Standes ihrem Berufe durch das Universitätsstudium eher entfremdet werden. . . . Es fehlt eben die nötigste Beziehung zu Leben und Tätigkeit des Kaufmanns.“¹¹

Da vor allem die Stadt Mannheim diese neue Institution trüge, schlug er zunächst noch keine Handelshochschule vor, zumal die Veranstaltungen auf Freiwilligkeit beruhen müssten. „Eine bloß obrigkeitliche Veranstaltung wäre von vornherein ein totgeborenes Kind.“

Bei den berufsbegleitenden Abendkursen handle es sich dagegen „um eine spezielle Berufsvorbildung“, nicht jedoch um eine Vorbereitung von Kaufleuten auf ein Diplomexamen. An den Kursen sollten auch Beamte teilnehmen, „deren Verständnis für Wesen und Bedürfnisse des Handels . . . nicht immer genügend entwickelt ist.“

Freilich mochte Gothein „auch noch den Einfluss hervorheben, den die für ein weiteres Publikum berechnete Vorlesungen, die den Collegia publica der Universität entsprechen, auf das gesamte Bildungsleben der Stadt ausüben können.“ Die Nähe der Universität Heidelberg und der TH Karlsruhe ließen „die Durchführung eine solchen planmäßigen Vorgehens in Mannheim leichter als anderwärts erscheinen. Eine feste Konstituierung des Lehrkörpers sei aber unbedingt erforderlich; so lange sie nicht vorhanden ist, würde auch die ganze Einrichtung noch nicht aus dem Stadium des Experiments in feste Bahnen überzuführen sein. Wünschenswert ist es, dass der Lehrkörper auch . . . im Kuratorium vertreten sei.“ Für eine zweistündige Semestervorlesung setzte er 1000, für eine vierstündige 1400 Mark an, wobei Unterschiede zwischen Professoren, Richtern, Gymnasiallehrern u. a. nicht gemacht werden würden. Die Hörer müssten pro Semester mindestens 50 Mark an Studiengebühren bezahlen. Teuer seien bei

Hochschulen „immer nur medizinische und naturwissenschaftliche Institute; juristische und philosophische Fakultäten kosten nicht viel. Hochschulkurse, an denen bereits vorhandene Lehrkräfte arbeiten, bei denen die Einrichtung fester Professuren, eigener Institute, eigener Auditoriengebäude wegfällt, müssen sich sogar im Wesentlichen selber decken.“ Gothein schätzte die Jahreseinnahmen von Studiengebühren und Hörerkarten auf ca 22 000 Mark, die Ausgaben auf etwa 25 000 Mark, eine Bilanz, die die Zustimmung leichter machen sollte, denn zwei Drittel der Kosten sollte die Stadt, ein Drittel die Handelskammer tragen. Der badische Staat wirkte nur durch die Anerkennung der Institution mit.

Der zweijährige Lehrplan sehe die allgemeinen Themen zur Volkswirtschaftslehre sowie Geld-, Bank- und Börsenwesen, Verkehrswesen, Handelsgeographie, Finanzwissenschaft vor, aber auch Zivil-, Handels- und Wechselrecht, Staats- und Verwaltungsrecht. Letzteres sollten erfahrene Richter und Anwälte lehren, die Wirtschaftsthemen dagegen Hochschulprofessoren, die auch die öffentlichen Vorlesungen aus dem geschichtlichen, kunst- und literarhistorischen Bereich übernähmen. Wichtig erschienen zudem Kurse in neueren Sprachen neben praktischen Einführungen, für die der vorlesungsfreie Samstag vorzusehen sei. Gotheins Denkschrift geht konkret auf den Raumbedarf, auf Organisation und Verwaltung ein, wobei er bei den Zulassungskriterien der Interessenten für Großzügigkeit plädierte. Der Entwurf berücksichtigte also die knappen zur Verfügung stehenden Geldmittel, die geringer als die in Köln mit seinen verschiedenen Stiftungen waren. Er wollte damit Skeptiker gewinnen, erschien ihm doch die Einrichtung solcher Kurse nicht schwierig. Gothein konnte dies deshalb mit Zuversicht voraussagen, weil es in Mannheim keine konfessionellen Kämpfe wie in Köln gab.

Nach zwei Semestern votierte er in einer weiteren Denkschrift 1906 für einen Ausbau in Fachabteilungen, wo Kaufleute des jeweiligen Geschäftszweigs sich nun auch wissenschaftlich fortbilden können, und zwar durch „Hinzunahme von Spezialkursen als Verbindung

von Vorlesung, Besprechung und Übung nach Art der Seminare“, um schließlich nach zwei Jahren ein Examen abzulegen und ein Zeugnis zu erhalten, einen Angleichung an akademische Gepflogenheiten.¹² Damit war der Schritt nicht mehr weit zur „Errichtung einer Handelshochschule in Mannheim“, dem Titel der letzten Denkschrift 1907, mit dem entsprechenden Antrag an die großherzogliche Regierung.¹³

Angesichts des großen Echos sei nun neben den berufsbegleitenden Kursen auch für „Vollhörer“ ein Ganztagsbetrieb vorzusehen, damit „künftige, zunehmend gesuchte Handelslehrer auch in Baden Gelegenheit zu ihrer Ausbildung finden . . . Den Vollhörern gewährt die Universität Heidelberg . . . an ihren Vorlesungen teilzunehmen, was namentlich für die Vertiefung juristischer Kenntnisse von Bedeutung ist“, womit der Ausbau einer allgemeinen Abteilung für die Stadt Mannheim eingespart werden konnte.

An diesem Beispiel wird sichtbar, wie Gothein mit Augenmaß auf die Mannheimer Gegebenheiten eingegangen ist und in überlegten Phasen die Entwicklung weitergetrieben hat, so dass er neben dem kooperativen Oberbürgermeister Beck und dem ersten Rektor Professor Siegmund Schott als geistiger Gründer einer Hochschule anzusehen ist, die nun 1910 durch den Großherzog als Anstalt des öffentlichen Rechts gegründet, später 1967 zur Universität Mannheim deklariert wurde.

Zu Gotheins fünfzehnstündigem Arbeitstag gehörten die Aktivitäten für die durch ihn initiierte „Süddeutsche Gesellschaft für staatswissenschaftliche Fortbildung“. Von 1906 bis 1913 unternahm er mit jeweils 25 Beamten aus Baden, dann auch aus Württemberg, ausführlich vorbereitete Exkursionen in deutsche Wirtschaftsgebiete, ja nach dem Krieg begann er schon 1920 wieder eine Exkursion, hatte er sich doch zum Ziel gesetzt: „Wenn doch wenigstens diese meine Schöpfung dauern würde, gute Früchte trüge und dadurch die unbedingt nötige Verbundenheit zwischen Universitätswissenschaft und Verwaltungspraxis und beider mit dem realen Leben hergestellt würde“, ein Vorläufer unserer heutigen Führungsakademie Baden-Württemberg.¹⁴

EINSTIEG IN DIE POLITIK

1912 wurde er Vorsitzender der Badischen Historischen Kommission, 1913 Prorektor der Universität Heidelberg, unermüdet tätig, selbst als Lateinlehrer am Heidelberger Gymnasium für den Ersatz zum Kriegsdienst eingezogener Lehrer. Wilhelm II. hielt er für einen Bramarbas, aber ebenso warnte er vor staatssozialistischen Träumereien. Die Revolution 1918 traf ihn bis ins Herz. Bisher national-liberal gesonnen, trat er nun in die Deutsche Demokratische Partei ein, eine Schar hochgebildeter Mitglieder wie Theodor Heuss, Gertrud Bäumer, Marie Baum und vieler Wissenschaftler, Diplomaten und Wirtschaftsführer, freilich „Führer ohne Soldaten“. Gothein wurde als Abgeordneter in den Badischen Landtag gewählt, ja 1919 bot man ihm das badische Kultusministerium an, das er aus Altersgründen ablehnte. Vielmehr konzentrierte er sich auf eine öffentliche Aktion, „den Zusammenschluss von Württemberg, Baden und der Pfalz zu einem wirtschaftlich-politischem Ganzen.“ So äußerte er sich erstmals im „Karlsruher Tagblatt“ vom 3. April 1919 mit einer Artikelreihe, der er den Titel gab „Deutsch-Südwest als einheitlicher Staat“.

Hier griff er Gedanken auf, zu denen sich schon andere Politiker geäußert hatten. Mit diesem Aufsatz begann das „Tagblatt“ eine Artikelreihe zum Thema einer Verschmelzung von Baden und Württemberg. Bei aller Würdigung des Zusammenwachsens verschiedener Volksgruppen im badischen Staat sieht Gothein ein neues Problem. „Baden wird leider wieder auf dem größten Teil seiner Erstreckung Grenzland werden . . . Das bedeutet die ehrenvolle und schwere Aufgabe, Deutschlands Vorposten zu sein; das bedeutet aber auch die ständige Gefahr, Spielball des übelwollenden Nachbarn zu werden, der ja gern in seinem eigenen Gebiet Fuß fassen möchte.“ Darum zieht er diese Schlußfolgerung: „Revolutionen können nicht vorzeitig zum Stillstand gebracht werden. Sie müssen sich ausleben . . . Wir haben kaum die Verfassung des badischen Staates ins reine gebracht, so erhebt sich schon die Frage, ob sie . . . nicht doch nur ein vorläufiges Werk sein kann, ob nicht von dem ganzen badischen Staatswesen

das gleiche gilt. . . Dann wäre also, wo alle historische Traditionen sowieso hinfällig wären, die Zusammenfassung Württemberg, Baden, Pfalz unumgänglich . . .

Die wirtschaftlichen Vorteile werden auf beiden Seiten groß sein. Vielleicht werden sie für Württemberg etwas größer sein. Wer könnte und wollte da im einzelnen groß markten! Ein gleiches gilt von den geistigen Interessen. Baden bringt zwei blühende Hochschulen von internationalem Charakter ein. Württemberg verfügt in Tübingen über das Ideal einer Landesuniversität mit stiller Gelehrtenarbeit, die aber gar zu sehr Idylle geworden ist. Dagegen besitzt es eine der glänzendsten landwirtschaftlichen Hochschulen mit Sammlungen, Lehrapparat, Versuchsfeldern, um die sie jede andere beneiden kann. Die zwei Technischen Hochschulen halten sich die Waage, und da auf den Fortschritten der Technik die stärkste Hoffnung unserer tief zerrütteten Volkswirtschaft beruht, verleiht dieser Doppelbesitz dem vereinigten Staat ein starkes Übergewicht.“

Zu den inneren Gründen für einen Zusammenschluss mit der bayerischen Rheinpfalz zählt er den „Volkszusammenhang“, zu den äußeren den durch die französische Besatzung gefährdeten Bestand. Ausführlich verdeutlichte er nicht nur die historischen und landsmannschaftliche Gründe, sondern auch angesichts neuer „rheinbündischer Umtriebe“ und durch das Beharren auf Reservatrechte die nötige Vereinigung der Rheinpfalz mit Baden und Württemberg. „Der erste Aufsatz“ so schreibt er, „hat eingeschlagen, alles steckt die Köpfe zusammen, nachdem man bisher diese Frage, die eigentlich die brennende ist, nicht hat anschneiden wollen.“

In zahlreichen weiteren Zeitungsaufsätzen warb der schlesische Wahlbadener für seine Idee, nahm an Ministerkonferenzen teil und beschwor eine verhängnisvolle Zukunft „des kleinen Baden, das überall in die Ecke gedrückt wird.“ Hinzu kam die neue Reichssteuergesetzgebung des Finanzministers Matthias Erzberger auf Kosten der Finanzen der Länder, die Gothein in ihren vitalen Aufgaben eingeschränkt sah und die ein Gegengewicht zum Reich in ihrer Bedeutung nur durch Zusammenschlüsse erhalten könnten.

Der Grund für den Misserfolg dieser Pläne lag in Bayern, wo man in der Aktion eine Unfreundlichkeit gegenüber einem Land sah, das auf keinen Fußbreit verzichten würde. Auch die Pfälzer selbst wehrten sich nun gegen einen Separatismus vom Reich und somit gegen die französische Politik. Und über die Stimmung in Baden und Württemberg notierte Gotheins Frau in ihren Erinnerungen, „dass die Gegner in beiden Ländern, deren es natürlich genug gab, so besonders der ganze Beamtenkörper in Karlsruhe, der aus nahe-
liegenden Gründen für sein Fortbestehen besorgt war, die Oberhand behielten. Und so, . . . als der günstige Moment verpasst war, war man froh, alles beim alten zu lassen und vor allem auch ‚Baden den Badern‘ zu retten.“¹⁵ Es sollten noch mehr als 30 Jahre vergehen, bis Gotheins Pläne für ein neues südwestdeutsches Land realisiert werden konnten.

1921 kandidierte Gothein nicht mehr für den Landtag. Bei seinen engen Kontakten zur Industrie war er nun als Vermittler in Streitfällen gefragt, das Auswärtige Amt bat ihn, an der Reform der Diplomatenausbildung mitzuwirken. Immer wieder auf Dienstreisen, die er, im Zug arbeitend, als „Vergnügungsreisen“ deklarierte, war er aber vor allem den Studenten zugewandt, mit denen er wie eh und je Wanderungen unternahm, die große Zahl von Promotionen begleitete, sich um eine Seminarbibliothek kümmerte und dafür Sponsoren gewann. 1923 wurde er emeritiert, kurz darauf starb er, siebzigjährig.

Sein Leben war nicht nur durch Höhepunkte gekennzeichnet. Ersehnte Berufungen nach Leipzig und München stellten sich nicht ein, in der Universität fühlte sich der Reformler oft vereinsamt, in der kurzen politischen Tätigkeit erreichte er nicht seine Ziele. Dennoch war dieser universale Gelehrte eines vergangenen Jahrhunderts mit seiner stupenden Gelehrsamkeit, großer Ausstrahlung und

ungeheuren Arbeitskraft, der mit leichter Feder auch für Laien schreiben konnte, der mit seiner Beredsamkeit ein Publikum mitriss, eine herausragende Gestalt, auch wenn er keine wissenschaftliche „Schule“ gründete. Der deutsche Südwesten hat ihm am Anfang des 20. Jahrhunderts viel zu verdanken.

Anmerkungen

- 1 Edgar Salin, Eberhard Gothein in „Rupero Carola“ Nr. 13/14, Juni 1954, Heidelberg.
- 2 Marie Luise Gothein, Eberhard Gothein, Ein Lebensbild seinen Briefen nacherzählt, Stuttgart 1931, S. 10.
- 3 M. L. Gothein, S. 18.
- 4 S. o. S. 24.
- 5 S. o. S. 56.
- 6 Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds und angrenzender Landschaften, Bd. 1, Städte- und Gewerbepolitik, Straßburg 1892.
- 7 M. L. Gothein, S. 61.
- 8 S. o. S. 75.
- 9 S. o. S. 123.
- 10 Die Stadt Köln im ersten Jahrhundert unter preußischer Herrschaft 1815–1915, Bd. 1, Köln, 1916.
- 11 Denkschrift über Einrichtung von Handelshochschulkursen in Mannheim, 1905, Archiv der Universität Mannheim.
- 12 Der Ausbau der Handelshochschulkurse in Mannheim, 1906, Archiv der Univ. Mannheim.
- 13 1907, Archiv d. Univ. Mannheim.
- 14 M. L. Gothein, S. 174.
- 15 S. o. S. 304.

Weitere Literatur

Badische Biographien Neue Folge, Bd. II, S. 105.

Anschrift des Autors:
Dr. Leonhard Müller
Reinhold-Schneider-Straße 10
76199 Karlsruhe